

Gedanken über die Pflege des Gemütes.

Festrede zum 27. Januar 1905.

Von Oberlehrer Dr. Emil Dieckhöfer.

Das Leben des einzelnen wiederholt sich im Leben der Völker. Vorzüge und Schwächen des Individuums eignen in ähnlicher Weise ganzen Nationen. Weltbekannt ist der hervorragend praktische Geschäftssinn der Briten, den eine spöttisch-bittere Kritik in „Krämergeist“ umgetauft hat. Den Spanier verlässt sein stolzes Selbstbewusstsein auch dann nicht, wenn er im zerlumpten Bettlergewande den Prado von Madrid herabschleudert; ein Strahl zorniger Entrüstung würde in seinen Blicken aufflammen, wollten wir ihm bei der Anrede nicht ein höfliches Ew. Gnaden gönnen, und wenn er uns um Feuer für seine Cigarette bittet, so ist er ein Hidalgo vom Wirbel bis zur Zehe. Sein Gegenbild ist der europäische Orientale. Unlöslich in die Bande des erschlaffenden Fatalismus geschlagen, nimmt der Türke gelassen gute und trübe Stunden aus Allahs Hand entgegen, ziemlich gleichgültig gegen alles in seiner weiteren Umgebung, ist er stillbeglückt, wenn er behaglich seine Wasserpfeife schmauchen kann, höchstens durch den Ruf des Wächters gestört, der vom Minaret herab die gläubigen Söhne des Propheten zum Gebet auffordert.

Ob wir nach Osten wandern oder nach Westen, ob wir zum Äquator unsere Blicke richten oder zum Eise des Nordens, überall gilt der gleiche Satz: wie der einzelne gewisse Eigentümlichkeiten in besonders hohem Grade aufweist, so zeigt jede Nation bald schärfer, bald weniger scharf einen besonderen Charakterzug in sich ausgeprägt.

Doch was nennst du dein besonderes Eigen, du deutsches Volk, du Herz Europas? So hat man dich getauft wegen deiner Lage, ich aber möchte dich so nennen, weil die zartesten und tiefsten Regungen des menschlichen Herzens in deutschem Wesen und deutscher Art so recht heimisch sind und von deinen Kindern wie ein teures Kleinod geliebt und gehütet werden. Wohl mochte Herr Walter von der Vogelweide singen:

ich hân lande vil gesehen
 unde nam der besten gerne war:
 übel müeze mir geschehen,
 kunde ich ie mîn herze bringen dar,
 daz im wol gevallen
 wolde fremeder site.
 nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
 tiuschiu zuht gât vor in allen.

Deutsche Zucht geht allen voran! Der Name mag wechseln, Zucht, Tugend, feine Sitte: aber sie alle wurzeln in der tiefen, eingeborenen Herzensinnigkeit, in der reichquellenden Kraft des deutschen Gemütes.

Aber besteht denn noch heute zu recht, was Herr Walter vor 700 Jahren sang? So darf man wohl fragen nach den zahlreichen tiefgehenden Wandlungen, die unser deutsches Volk seitdem erlebt hat, so darf man vor allem fragen angesichts unserer Zeit.

Ein junger Riese hat das neue Jahrhundert seinen Lauf begonnen; siegreich und unaufhaltsam eilt er einem fernen, stolzen Ziel entgegen. Er reckt seinen Arm aus, und ein glänzendes Schienenpaar verbindet das Abendland mit dem fernen Osten. Der Hauch seines Mundes, in feste Bahnen eingeengt, kündet seine Worte viel hundert Meilen weit. Ein leichter Druck seines Fingers setzt unsichtbare Kräfte in Bewegung, die seinen Willen mit Blitzesschnelligkeit über das tosende Weltmeer und glühenden Wüstenbrand dahintragen. Sein Adlerblick verfolgt mit wachsender Schärfe die Geheimnisse der Natur bis in ihr dunkles Innere hinein.

Das ist das Bild unserer Zeit. Da darf man wohl fragen: „Kann hier das Wunderland der Herzensinnigkeit, des Gemütes, des idealen Sinnes noch aufblühen und Früchte bringen? Wird nicht manch zarter Keim erstickt, manch duftendes Blümlein mit rauher Hand geknickt werden, ein Opfer unserer rastlosen Zeit?“ Ja, gross ist die Gefahr, manches Gute und Edle aus früherer Zeit wird welk dahinsinken und dem machtvollen Neuen seinen Platz räumen müssen. Aber ein Verderben würde es für die Menschheit sein, ein Verderben auch für dich, mein deutsches Volk, wenn der rastlos vordringende Geist unserer Zeit die Alleinherrschaft gewänne, wenn er die lieblich-zarten Blüten des deutschen Gemütes wie ein unnützes Unkraut zerstampfen und ausrotten wollte.

Aber diese Gefahr liegt nahe, ja, sie wird schon zur traurigen Wirklichkeit. Macht und Reichtum gelten heute mehr denn je. Äusserer Prunk und Glanz macht sich allenthalben breit, selbst dort, wo er mit heimlichem Mangel, mit Tränen oder gar mit dem Verluste der Ehre erkaufte wird. Dem Götzen Vergnügen huldigen gar weite, weite Kreise in höherem Grade, als es sich mit deutschem Sinn und deutscher Zucht vertragen will. Selbst der Forschersinn unserer Zeit, der doch gewiss ein ideales Ziel verfolgt, er verwandelt sich heute gar zu leicht in kalten Geisteshochmut, der mitleidig lächelt und mit den Achseln zuckt, wenn neben dem kalten Verstande auch das warm pochende Herz sein Recht geltend machen will.

Diese Erscheinungen lassen sich nicht ableugnen; sie predigen mit warnender Stimme und rufen uns die Mahnung zu: „Du deutsches Volk, wahre dein herrlichstes Gut, halte mit treuer Liebe fest an den beglückenden und beseligenden Schätzen deines Herzens, deines Gemütes!“

Es erhebt sich die Frage: „Was ist zu tun, damit die Gefahr zurückgedrängt werde? Was kann uns retten vor Verflachung und Hohlheit, vor Verödung und Dürre des Herzens?“

Leicht ist die Antwort. Es gilt alle die Betätigungen des inneren Menschen liebevoll und eifrig zu pflegen, aus denen das Gemüt seine Kräfte und seine Nahrung zieht, alle jene Betätigungen, welche das Menschenherz zum Leben so nötig hat, wie die Pflanze Licht und Wärme, Tau und Sonnenschein.

Ich kann nicht alle diese Faktoren hier namhaft machen, geschweige denn sie in ihrem tiefen Wesen und in ihrer Kraft darlegen, doch einiges vorzubringen sei mir gestattet.

Das weite, tiefe, fruchtbare Ackerland für das Leben des Gemütes, die Religion, muss als die einzige, unerschütterliche Grundlage angesehen werden, auf der die Frucht all der Bestrebungen, die auf die Veredelung des Gefühlslebens abzielen, reifen kann. Erst wenn sie ihres Amtes gewaltet hat, und nur unter ihrer steten, wenn auch vielleicht stillverborgenen Hilfe vermögen jene Quellen wahrer Vorteile für das Gemeinwesen ihren Segen zu spenden, das Leben zu verschönern, die Empfindung zu veredeln und zu Aufmunterungsmitteln zur Tugend zu werden, mögen wir sie nun als Kunst oder als Wissenschaft, als Musik, Malerei, Poesie oder wie immer bezeichnen.

Unter ihnen allen nimmt die Poesie eine hervorragende Stellung ein, da sie besonders geeignet und berufen ist, an der Läuterung und Veredelung der Menschenseele zu wirken, zunächst wegen ihres reichen Inhaltes und ihrer Vielseitigkeit, worin sie schwerlich übertroffen werden dürfte; sodann auch wegen der grossen, alle Volksschichten umfassenden Kreise, die von ihr angezogen, ergötzt und vervollkommnet werden. Hierin beruht der doppelte Vorzug der Poesie gegenüber allen anderen Künsten, welche, wie z. B. die Malerei, vorzugsweise nur eine rein ästhetische Veredelung zum Ziele haben, oder, wie z. B. die Musik, nur von verhältnismässig wenigen bevorzugten Geistern in ihrer tiefen Schönheit erfasst und fruchtbar gemacht werden können.

Anders bei der Poesie! Wie vielgestaltig ist das Gewand, in welchem diese lichte Himmelstochter dem Sterblichen sich offenbart! Das kleine Kind, dem die Gabe der Sprache eben erst erschlossen worden, lallt sein Liedchen und lauscht entzückt den Märchendichtungen der Mutter. Der heranwachsende Knabe, der Jüngling, erquickt und kräftigt sein Herz an den Sagen und Mären aus altersgrauer Vergangenheit. Und wen, wes Alters und Standes er sei, hätte nicht schon ein frohes Lied beglückt und beseligt?

Ja, Märchen, Sage und Lied das sind die drei grossen Ströme, aus denen die Poesie die unerschöpflichen Quellen reiner Innigkeit, jugendlichen Frohsinns und edler Gemütstiefe neidlos den Menschenkindern immer wieder zuströmen lässt, wenn die Überkultur mit all ihren schädlichen Begleiterscheinungen das höchste Gut der Menschheit gefährdet. Von hier kann Hilfe kommen gegen Verflachung und Hohlheit des Herzens, hierhin muss auch das deutsche Volk seine Zuflucht nehmen, wenn sein schönster Schmuck, die tiefe Innigkeit des Gemütes, droht, verloren zu gehen.

Das Märchen! Es umweht uns wie ein wunderbares Rauschen in den stillen, blühenden Hallen des taugfrischen Frühlingswaldes. Wie das lieblich leise Tönen von Wunderglocken klingt es in unser Ohr, von Glocken aus fernen, fernen Zeiten und längst verfallenen Städten. Und wenn wir ihnen lauschen, demütig und einfältig, in froher Hoffnung, dann zaubern sie uns mit ihren bald neckisch-heiteren, bald wehmütig-ernsten Klängen wieder zurück in das Unschuldsländchen unserer Kindheit. Da leben sie wieder auf, die alten, lieben

Gestalten und begrüßen erstaunt die seltenen, ihnen fremd gewordenen Besucher und Gespielen. Die Zwerglein verlassen ihre moosigen Verstecke in der tiefen Waldeinsamkeit; mit langem Barte und runzligen Gesichtlein, vom roten Pilzhütlein überschattet, stolpern sie heran, mit der seltenen Wünschelrute bahnen sie sich über knorrige Wurzeln und moosige Pfühle ihren Weg. Ihr heiteres Lachen und der Vöglein lustig Singen weckt auf die schlummernde Märchenfee. Sie nimmt die goldene Zauberrute und bewegt sie leicht und lächelnd und alsbald sehen wir viel bunte Gestalten vor unseren Blicken vorüberziehen: Prinzen, Könige und Sultane auf edlen, reichgeschmückten Rossen, Karawanen mit Kaufleuten und Pilgern im gelben, heißen Wüstensande, Ritter in leuchtender Rüstung, seltsame Vögel mit menschlicher Stimme begabt, Marmorschlösser in blütenschweren Paradiesen, in vielhundertjährigen Zauberschlaf versenkt. Da irren Hänsel und Gretel verzagt im dunklen Walde und blicken verwundert auf das verlockende Häuschen aus Zucker und Marzipan. In der Herdasche trauert einsam und verlassen Aschenbrödel, die guten Tauben auf ihrem Schosse und zu ihren Füßen, so sammeln sie vereint:

„Die guten ins Töpfchen,
Die schlechten ins Kröpfchen“.

Aber der Prinz naht schon, der ihrem Elend ein Ende machen soll. Dann wird Aschenbrödel triumphieren, triumphieren, wie auch Schneewittchen, das vom bösen Zauberapfel vergiftet schon im gläsernen Sarge lag, ein Bild unschuldsvoller Schönheit und Herzensgüte, bewacht von den sieben Zwerglein.

Und wieder winkt das Märchen mit seinem Zauberstab. Da kommt er getrippelt, der pfflige Däumling, und hinter ihm drein der böse Riese in den Siebenmeilenstiefeln und das tapfere Schneiderlein, das sieben auf einen Streich erlegte, und der finstere Ritter Blaubart mit dem blutbefleckten Schlüssel und Zwerg Nase und in den Wunderpantoffeln der kleine Muck. Durch die blühenden Wiesen zieht Rotkäppchen zum Grossmütterlein, zieht Hans im Glück und träumt von dem Schlaraffenland, wo auch er ein „Tischlein deck dich“ zu erlangen hofft. Aber inmitten blühender Ranken und duftender Rosen schlummert Dornröschen dem Tag entgegen, an dem der mutige Königssohn durch einen Kuss auf die roten Lippen der schlafenden Maid Befreier werden soll.

Heute scheint auch das Märchen zu schlummern. Traurig und verlassen ruht es vom Schlaf umfungen. Hatte es doch schon zu Hauffs Zeiten seiner Mutter, der Königin Phantasie, geklagt:

„Du weisst, liebe Mutter, wie gerne ich mit den Menschen umgehe, wie ich mich freudig auch zu dem Ärmsten vor seine Hütte setze, um nach der Arbeit ein Stündchen zu verplaudern; sie boten mir auch sonst gleich freudig die Hand zum Gruss und sahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging, aber in diesen Tagen ist es gar nicht mehr so sie lieben mich nicht mehr. Überall, wo ich hin komme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gerne gesehen, selbst die Kinder, die mich doch immer so lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu.“

Es ist nicht besser geworden mit dem Lose des Märchens. Aber wenn das deutsche Volk sich wieder erinnert seiner ureigensten Art, seines kindlich-treuen Gemütes, dann wird der Schummer des Märchens nur ein Dornröschenschlummer sein, dem freudiges Erwachen folgt.

Mit dem Märchen innig vereint ist die Sage. Sie führt das Menschenherz in altersgraue Zeiten zurück und kündet ihm von übermenschlichen Gestalten, die bald in leuchtender Klarheit uns entgegenstrahlen, bald in nebelhafter Dämmerung zerfließen. Die Geschichte der Nation ist der Vater der Sage, die Phantasie der Nation ihre Mutter, und so ist sie mit tausend Fasern mit der Nation verwachsen, welcher sie entstammt. Deshalb spiegeln sich auch in der germanischen Sage die tiefsten Charakterzüge unseres Volkes, und deshalb sollen die Gestalten der Sage auch leuchtende Vorbilder sein für die Geschlechter unserer Zeit. Ja, wir wollen uns an ihnen erwärmen und entflammen, wenn die kalte Lieblosigkeit uns mit ihrem eisigen Hauch trifft, wir wollen von ihnen lernen, treu und edel, lauter und wahr zu sein, wie sie, unsere Altvorderen!

Welche Fülle herrlicher Bilder eröffnet sich unseren Blicken! Kühn und jugendstark zieht Siegfried aus nach der burgundischen Königsstadt. Schlank und hoch wie die Föhre des nordischen Waldes, aus den blauen Augen, die tief und klar wie der einsame Bergsee, blitzt Mut und Jugendlust, strahlt goldene Treue. Den Bedrängten ist er ein sicherer Hort, den Bedrückern ein flammendes Verderben, seinem königlichen Schwäher ein Freund ohne Falsch und Tücke, der minnigen Krimhild ein liebender Gemahl.

Was könnte schöner und eindringlicher des Manneswortes Wert und Heiligkeit zu Gemüte führen, als das Schicksal Rüdigers, des milden Markgrafen von Bechlarn, „des Herz so viel Trefflichkeiten gebiert, wie der Mai Gräser und Blumen“? Wird sein Name genannt, so schweben dem Kundigen alsbald die köstlichen Bilder eines innigen, gemühtiefen Familienlebens vor, jene helle, poesiedurchhauchte Szene, bei welcher der junge Giselher Rüdigers liebliche Tochter zur Braut gewinnt, nicht ahnend, dass er selbst gegen den Vater der Geliebten, ach! nur zu bald, den Todesstreich führen soll.

Die Liebe zur Heimat erstarkt an der Sage. Oder kann ein Herz kalt, ein Auge trocken bleiben, wenn sie uns kündet von Berchtung von Meran und seinen Getreuen? Lange schmachteten sie schon in grausamer Haft, bis ihr edler König Rother sie befreite. Und als sie, so meldet die Märe, nach allen Kerkerleiden und Entbehrungen zum festlichen Mahle sich niederlassen dürfen, da spielt Rother, hinter dem Wandteppich verborgen, auf der Harfe ein Lied aus der Heimat. Wundervoll ist die Wirkung; denn „wer da im Begriffe stand zu trinken, dem entsank der Becher, wer da das Brot schnitt, dem entfiel das Messer, freudige Zuversicht erfüllte ihr Herz,“ und als das Heimatslied verklungen, da springen sie über den Tisch und halsen und küssen und bewillkommen den königlichen Sänger, und ihr Herze lacht vor Freude und Leid.

Nach der Heimat und ihrem Verlobten sehnte sich auch das Herz der Gudrun, der zartesten und rührendsten Frauengestalt der deutschen Sage. Gross war ihr Leid und hart ihr Los, aber die treue Anhänglichkeit an die Heimat und ihre Lieben war unerschütterlich und gab ihr Trost und Stärke, wenn sie im eisigen Märzwind ihrer grimmigen Feindin Gewänder am öden Meeresstrande wusch, wenn ihre zarten Glieder vor Frost zitterten und ihr Herz sich zusammenpresste vor herbem Leid und Weh.

Es bedarf keiner weiteren Worte, um die Schönheit der Sage darzulegen; wohl aber bedarf es noch gar sehr des liebevollen Eindringens in jene herrliche Sagenwelt. Gering ist die Mühe und gross der Lohn dessen, welcher ihr sein Herz erschliesst: erstarken wird seine Seele, veredelt sein Herz, geläutert sein Gemüt; die zersetzende Spottsucht und das Lächeln des Hohnes prallen wirkungslos an ihm ab.

Es mag sein, dass nicht allen das Land der Sage erschlossen werden kann; aber auch diese dürfen nicht zagen, nicht fürchten, die Nahrung des Gemütes, nach der sie sich sehnen, möchte ihnen versagt sein. Ihnen bleibt das Lied, das Volkslied, das vom Herzen des Volkes ausgegangen sicherlich den Weg zum Herzen des Volkes finden wird.

Ja, dem Herzen des Volkes ist es entquollen. Der Wandersbursch im lenzgeküssten Walde hat es den Nachtigallen abgelauscht, von den jubelnden Lerchen lernte es der fleissige Landmann. Der blühende Haag rauschte es dem schmucken Jägerburschen zu, das Murmeln des klaren Bächleins verriet es dem Fischerknaben, inmitten des bunten Kriegslebens entschlüpfte es (der Schelm!) den roten Lippen des frischen Landsknechtes. Es erschallt im Lenz auf blumigem Anger und im Winter bei traulicher Lampe Schein; am frühen Morgen begrüsst es der aufgehenden Sonne junge Pracht, am Abend sendet es dem sinkenden Glutball seinen Scheidegruss nach. Im Schmerz klagt es mit dem Betrühten, mit dem Glücklichen jubelt es hellauf. Das Kindlein in der Wiege scherzt es in Schlummer, es spielt mit den flachslockigen Knaben und jauchzt im lustigen Reigen der Mägdlein. Wo das Lied erscheint, da räumen Kummer und Herzeleid dem Frohsinn den Platz; ein mürrischer und böser Sinn findet vor ihm keine Gnade, aber der Einfachheit ist es hold, dem Frohsinn und der Natürlichkeit. Doch auch in ernsten Stunden ist es dem Menschen ein treuer Gefährte; mahnend und tröstend küsst es die Keime der Zuversicht und der Zufriedenheit zu fröhlichem Gedeihen wach.

So behauptet das Lied mit Ehren seinen Platz neben dem Märchen und der Sage. Wie diese kräftigt und erfrischt es unser Gemüt und wappnet uns gegen die verderbliche Verarmung und traurige Öde des Herzens.

Aber vor einer Gefahr sei gewarnt. Die Pflege des Märchens, der Sage und des Liedes darf nicht in weltvergessene Schwärmerei, nicht in weichliche Sentimentalität, nicht in sorglose Schlawheit ausarten. Jedem das Seine, dem Gemüte, aber auch den berechtigten Forderungen der Zeitverhältnisse und des Lebens! Wehe dem, der den Sinn für das Schöne nicht mit dem Sinn für Recht und Pflicht zu vereinen weiss! Ihm würde die Poesie zur Fackel werden, die nicht strahlt und wärmt, sondern nur zündet und vernichtet. Doch das sei fern! Nein, du deutsches Volk, vergiss nicht, dass dein grösster Dichter im „Faust“ dich gelehrt hat, dass der Kern wahrer Poesie im Schaffen und in der Arbeit des Menschen zu suchen ist. Nein, du deutsches Volk, bleibe treu deiner angestammten Art: liebe das Schöne innig und rein, fülle aber auch die Stelle aus, in welche das Leben dich gesetzt hat!

Blicke hin auf deinen Kaiser, der mit Tatkraft und Umsicht seines hohen Amtes waltet, dessen Herz aber auch, wie er dies wiederholt durch Wort und Tat bekundet hat, warm schlägt für die Kunst, die Poesie, für Sage und Lied, zu deinem Kaiser, der am 18. Oktober 1904 bei der Einweihung des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin die bedeutungsvollen Worte sprach:

„Es gilt heute vielleicht mehr denn je, an unseren idealen Gütern festzuhalten und die Erkenntnis ihres Wertes und ihrer rettenden Macht unserem Volke mehr und mehr zu erschliessen.“

Es wird keine unverächtliche Gabe sein, wenn wir am heutigen Tage, an welchem der Name unseres Kaisers in aller Mund und Herze lebt, ihm dies Gelöbnis darbringen: das Schöne zu lieben in Reinheit und Innigkeit und dem Vaterlande zu dienen durch arbeitsames Schaffen ernst und zielbewusst, furchtlos und treu!